

OLGA LAKRITZ

**Das
Ampfer-
mädchen**



OLGA LAKRITZ

Das Ampfer- mädchen

ROMAN



Autorin und Verlag danken für die Unterstützung:
Stadt Bern
Stadt Biel
Burggemeinde Bern
Kanton Zürich – Fachstelle Kultur
C. und A. Kupper Stiftung

Olga Lakritz
Das Ampfermädchen

Lektorat: Bettina Spoerri
Gestaltung und Satz: Nadja Zela
Umschlaggestaltung unter Verwendung
eines Fotos von Miklós Klaus Rózsa.

© Geparden Verlag GmbH, Zürich, 2023
www.gepardenverlag.ch

Alle Rechte vorbehalten
Druck und Bindung:
Gyomai Kner, Gyomaendrőd
Printed in Hungary
ISBN 978-3-907406-06-9
1. Auflage 2023

*ich kehre zurück zum Ursprung der Einsamkeit
zurück zur Geburt
nein, davor bereits
zurück zur Mutter*



Prolog

Dort lauernd in der Dunkelheit lagen wir. Draußen der Wind, der übers Land strich, die Tiere, der Geruch von Gülle; überall.

Wir steckten unsere Füße in Stiefel und traten in den Matsch; eingehüllt in die Kälte bewegten wir uns über den Hof. Und gerade, als wir bereit waren, einander die Hand zu reichen, erwachte meine Schwester mit einem Schrei und du ließest mich fallen.

Da war ich also: im Frost eines Januarmorgens, weit und breit nur der Acker, die Kühe, die kahlen Kirschbäume.

Ich blickte hoch: Vielleicht fielen bereits die leisen Flöckchen, die sich bis zum Nachmittag zu einem Schneesturm zusammenbrauen sollten.

Mit einem Schrei war meine Schwester erwacht, mit einem Schrei war meine Schwester vom Himmel gefallen. Bereits schlängelten sich kleine Löckchen über ihren Kopf, über den du nun mit deinen Händen strichst. Meine Schwester schlüpfte in ihre Gummistiefel und stampfte durch den Schlamm, sie kroch unter den Kühen hindurch und haute den Esel auf die Schnauze, als hätte sie nie etwas anderes getan: Wahrscheinlich war dem auch so.

Neben ihr stand ich in meiner Einsamkeit bereits vor meinem Beginn; du führtest sie an der Hand durchs Dorf oder setztest sie in deinen Schoß beim Traktor-Fahren.

An dem Januarmorgen standen wir zu dritt; aber standen zu zweit: Ich stand daneben.

Die Zeit zerfiel so wie der Schnee: als winzige Körner in sich zusammen; man wischte zu einem Haufen, was einst ein Ganzes.

Und niemand weiß, warum ich dann doch geboren wurde.

1. Jetzt

Ich stehe daneben und sehe zu: wie damals meine Schwester mit einem Schrei erwachte, so tue ich es ihr gleich.

Das Zimmer ist erneut kleiner geworden. Es rüttelt an der Balkontür und es klappern die Fensterläden; im Wind sehe ich sie fliegen: die Zeit.

Es ist ein mühseliges Aufstehen, als wäre ich im Schlaf mit dem Bett zerflossen; dem Boden entlang ziehe ich mich durchs Zimmer – es scheint draußen die Sonne sich über mich lustig zu machen –, während ich meine Beine wieder einrenke. Nichts renkt sich ein: Alles bleibt lose, verlottert; Locken hängen mir ins Gesicht. Die Illusion eines Satzes springt in meinem Kopf von rechts nach links. Ich greife in Gedanken nach dem Notizbuch, aber weiß bereits, dass der Satz nicht wiederkommen wird; er war nie da.

Ich ziehe die Kapuze tiefer, die Tür schließt sich hinter mir. Der Himmel färbt etwas von dem Dunkel auf die Straßen ab. Die verstrichene Zeit türmt sich den Häuserwänden entlang: ein Strich für jeden Schritt. Die darauffolgende Schwerfälligkeit, die Füße wieder zu heben: Sie hängt zwischen ihnen. Schwer wie die Steine im Rucksack ist die Zeit an meinen Händen; sie reißt Kerben und Linien in die Haut. Ich halte mich fest, nehme mich auseinander, das Ende ist immer dasselbe: Ich kann nicht aus meiner Haut; niemand kann unter meine Haut.

Zurück in meiner Wohnung sammelt sich der Staub in den freien Stellen und ich suche nach den Lücken. Jemand verbraucht meinen Atem.

Ich weiß, dass du da bist in meiner Küche. Und du hörst in diese Dunkelheit hinein.

Das Zimmer rückt näher in sich zusammen. Knisternd fällt die Asche aus meinem Mund; ich huste Staubpartikel. Ich schmecke die Überreste des Feuers: Da war mal was.

Ich spüre die wachsende Kälte, die das Feuer übriglässt; eine Glut wie eine Erinnerung, in die man alleine hinabsteigt und einsam hervorgeht; und das Zusammenfallen einer Stimme, die eben noch loderte.

2. Der Bauernhof

Kann ich nach Hause kommen? Dorthin, wo niemand mehr wartet, aber wo sie einst in der Küche saßen, wenn ich die Türe öffnete; kann ich zurück in eine Wärme, die erst in der Erinnerung entbrannte und mir blieb nur das Zurückzuschauen ins Gesicht der heißen Flamme.

Ich wünschte, ich könnte nach Hause, so wie man in den Urlaub fährt, für eine Weile ins Zeitlose; wünschte, zuhause wäre da wie die Einsamkeit, die ich als Decke um mich wickle. Heimat wäre ich, und ich könnte einzig in ihrer Erinnerung existieren.

Meine Mutter brachte die Melkmaschine an den Eutern der Kühe an; mit aufgerissenen Augen beobachtete ich das mechanische Pumpen, das Surren, wie die Milch aus der Kuh hinausfloss, durch die Plastikröhren hindurch. Das Stampfen der Tiere begleitete meinen Weg nach draußen, ich lief zurück zu den Hühnern. In der Mitte des Hofes gaben meine Knie auf, sackten zusammen. Ich blieb sitzen. Langsam erst stellte ich meine Füße wieder auf, wischte den Dreck von den Knien und sah, voller Erstaunen, frischrotes Blut darauf. Ich fasste hinein und schrie zeitgleich auf; heiße Tränen salzten die Wunde, bevor ich, alleine wie zuvor, meine Weiterreise antrat.

Früh morgens begann das Leben auf dem Bauernhof. Schweigend stiegen sie in ihre Arbeitskleidung; schwei-

gend gingen sie ihrer immergleichen Wege, nur die Kühe schwiegen nicht und die Melkmaschine in ihrem regelmäßigen Zirpen. Es war nass und kalt selbst im Sommer: morgens war es immer kalt.

Und ich zog die schweißbedeckte Decke um mich, um mich herum und lauschte den trippelnden Schritten meiner Schwester auf der Holzterrasse nach unten. Erst wenn niemand mehr im Haus war, wenn alle Schritte nur draußen auf den Kieswegen zu hören waren, wagte ich es, die nackten Füße auf den Holzboden und mich mit immer vorsichtigen Schritten der Treppe zu stellen; die kleinen Händchen am Holzgeländer. Gelegentlich wagte ich einen Blick über meine Fußspitzen hinaus, dort unten erwartete mich der Steinboden: das nächste Hindernis, das nächste Grauen. Die Kälte schoss durch meine Fußsohlen hinauf, hinauf, durch den Kinderkörper hindurch; gelähmt stand ich, jeden Morgen, weil ich die Hausschuhe nicht im Zimmer, sondern vor dem Bad ausziehen sollte. Dorthin flüchtete ich, sobald die Schockstarre nachließ, sprang ein, zwei Schritte, in die Schuhe hinein: ins Bad, die Tür zugeschlagen. Die Kacheln, rotbraun, blickten mich an, sie bogen ihre Köpfe neugierig nach unten und ich sah hoch: jeden Morgen.

Draußen wartete die Katze auf mich, sie strich um meine Beine, die bis zu den Knien in Gummistiefeln steckten; ich streckte die Hand nach ihr aus, da entwischte sie bereits; ich stakte über den Hof. Wenn es geregnet hatte oder regnete, blieb ich stecken, immer

wieder, verlor einen Schuh oder zwei; den Weg bis zum Stall. Hinter der Stalltür wusste ich meine Eltern, wusste die Hand meines Vaters kurz in meinem Haar, die Augen meiner Mutter, die mich musterten, wusste die schrille Stimme meiner Schwester. Ich ging an ihnen vorbei, die Leiter hinauf, ins Heu dort oben, Heuboden; packte so viel es ging zwischen meine Arme und warf es durch die Luke nach unten, wo es von den Kühen bereits erwartet wurde. Das Heu klebte an der Kleidung und hing an mir fest und wenn die Saisoniers mich sahen, zogen sie es mir aus den Haaren; zogen mich auf: Man weiß gar nicht, wo dein Haar beginnt und das Heu aufhört; zogen spielerisch an einer blond gelockten Strähne; dir wächst das Stroh bereits aus dem Kopf heraus.

An den freien Nachmittagen oder in den Schulferien, wenn ich genug von der Arbeit auf dem Feld hatte; vom Schneiden und Aufhäufen, von dem schweigsamen Geräschel der Gräser, kletterte ich auf das Dach des Hühnerstalls. Mich hinsetzend, die Kuhweide überblickend, baumelten die Beine die zwei Meter über der Erde und ich sah den Kühen beim Grasens zu, wohlwissend, dass man mich vom Hof aus nicht sehen konnte, hier konnte mich niemand finden. Ich malte mit meinem Schweiß Muster in das verlotterte Dach. Wenn ich zurückkehrte, kriegte ich halb-spielerische Schläge auf den Hinterkopf: Wo hast du gesteckt?, bevor ich wieder auf die

Knie fiel, um das Gras aufzuhäufen, meiner Schwester zuhörend, die den Saisonniers diese und jene Geschichte erzählte, die meisten davon ausgedacht oder übertrieben, dramatisiert oder komplett verändert.

Meine Schwester hat selten die Wahrheit gesagt; aber ich vielleicht auch nicht: Ich habe sie runtergeschluckt und nichts gesagt, ich habe die Geschichten in meinem Magen gesammelt und sie wiedergekaut, aber niemals hochgewürgt. Ich habe heimlich in den Himmel geschaut.

Mit dem Rücken zur Wand stand ich und starrte hinein in das, was sie die brutale Realität nannten. Die Kuh schrie. Die Kuh würde sterben, weil sie zu viele Schmerzen hatte, weil sie unheilbar war; das hattest du mir erklärt. Das Ding, mit dem die Kuh getötet wird, ist nur ein kleines Viereck. Es macht nur einmal klick, dann kommt der Tod und dann kommt die Stille.

Was du mir nicht gesagt hattest: Dann kam auch das Blut, das Aufschneiden und Ausnehmen, innert Sekunden vom Lebewesen zum Objekt, zu einem Ding, das man zerschneiden und zerteilen und in seine Einzelteile auseinanderbauen konnte.

Jemand zog mich am Kragen hinaus, schickte mich weg. Ich stolperte hinterher, nur auf seine verdreckten Stiefel sehend und – nachdem sie sich entfernt hatten – nur auf meine; lange bevor ich es wagte, meine Hände anzusehen, zu bezeugen, dass daran kein Blut klebte.